

Die Idee von Fortschritt und Zerfall im Europa der frühen Neuzeit

Strosetzki, Christoph

First published in:

Strosetzki, Christoph; Neumeister, Sebastian (Hrsg.): Die Idee von Fortschritt und Zerfall
im Europa der frühen Neuzeit. (Germanisch-romanische Monatsschrift, N.F. 58, H. 1).
Heidelberg : Winter, 2008, S. 1-5

ISSN 0016-8904

© 2008 Universitätsverlag Winter GmbH, Heidelberg

CHRISTOPH STROSETZKI · MÜNSTER

Die Idee von Fortschritt und Zerfall im Europa der frühen Neuzeit

Vorwort

Der von Ortega y Gasset bewunderte A. Toynbee konstatiert in seinem Hauptwerk *A Study of History* (1934–1961), dass von 26 ehemals existenten Kulturen 16 bereits verschwunden seien und neun dabei seien zu verschwinden, während eine einzige noch erhalten sei. Es ist die abendländische.¹ Ursache für den Untergang sei immer eine ausgebliebene angemessene Antwort auf eine Herausforderung. Es stellt sich daher die Frage, welche Antwort Rom schuldig geblieben bzw. wie römisch die abendländische Kultur ist.

Oswald Spengler richtet sich mit seinem Werk *Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte* gegen einen platten Optimismus darwinistischer Prägung. Für ihn ist die Weltgeschichte ein amorpher Strom, in dem die Hochkulturen als einzelne Zonen verdichteter Interaktion auffallen. Die Hochkulturen sind zeitlich und örtlich begrenzt, wobei die Grenzen nicht mit den jeweiligen religiösen, sprachlichen und politischen übereinstimmen. Angesichts der Bedeutung der Grenzen ist verständlich, dass Spengler der Außenpolitik vor der Innenpolitik die Priorität gibt. Wo die Innenpolitik dominiere und eigene, meist materialistische Ziele verfolge, beginne der Verfall, das Außer-Form-Geraten.² Dekadenz kann also auch als Folge von Wachstum gedeutet werden, so dass das einfache Leben unter schwierigen Umständen zur Leistung anspornt und Macht, wenn sie mit Reichtum und Luxus verknüpft ist, zur Erschlaffung führt. Nietzsche argumentiert in derselben Richtung und kritisiert das Fehlen des Willens zur Macht als Dekadenz. Während er Schwäche und mangelnde Vitalität als Dekadenz ablehnt, bejaht im Gegensatz zu ihm Paul Verlaine mit den Autoren der Zeitschrift *Le Décadent* (1885–89) Dekadenz als Verfeinerung.

Zwar sind die *laudatores temporis acti* schon in der Antike zahlreich, doch ergibt sich gerade aus dieser Tatsache die Frage, ob Dekadenz in einer bestimmten Zeit mehr als in einer anderen existiert, da ja in allen Zeiten ihr Vorhandensein beklagt wurde. „Dekadenz wäre dann der Vorwurf der Schlechtgelaunten und Ängstlichen, die in jeder Veränderung stets nur den Verfall erkennen.“³ Auf der

¹ Arnold J. Toynbee: *A Study of History*. London 1929–32, S. 2, 4, 324f.

² Uwe Simson: *Spengler?* In: Merkur Heft 8/9 (August/September 2007, 61. Jahrgang), S. 730–741, hier S. 732, 739.

³ Karl Heinz Bohrer, Kurt Scheel: *Zu diesem Heft*. In: Merkur Heft 8/9 (Anm. 2), S. 657–658, hier S. 657.

anderen Seite kann aber das Beschreiben von Anzeichen kultureller Depressionen und deren Kritik durchaus zur positiven Entwicklung der Gesellschaft beitragen.

Das Zyklendenken der Antike konnte ausgehend vom empirisch bekannten Rhythmus von Tag und Nacht oder von der Wiederkehr der Jahreszeiten und diese gewohnten Zyklen auf größere historische Zeiträume übertragen. Dem berühmten Mythos des Hesiod von den vier Zeitaltern, dem goldenen, silbernen, bronzenen und eisernen, liegt die Vorstellung vom Verfall zugrunde, der der Blüte folgt. Konkret bietet Aeneas bei Vergil ein Beispiel für letzteres, wenn er in der Unterwelt in seinem berühmten Nachfolger Augustus denjenigen erkennt, der das goldene Zeitalter Roms zurückbringt.⁴ Bei Vergil wird Augustus anders als bei Tacitus positiv bewertet. Im 15. Buch seiner *Metamorphosen* evoziert Ovid eine Zyklientheorie, in der er den Kreislauf der Jahre mit den Lebensaltern der Menschen vergleicht, so dass der Frühling dem Knaben, der Sommer dem Jüngling, der Herbst dem reifen Alter und der Winter dem Greisen zugeordnet wird. Analog sehe man auch, wie die einen Völker wachsen und die anderen zerfallen. Auf den älteren Seneca geht eine Einteilung der Geschichte Roms nach den Lebensaltern eines Menschen zurück: Der Zeit des Romulus entspricht das Säuglingsalter, der übrigen Königszeit das Knabenalter, der Zeit bis zum Ende des Kampfes mit Karthago die Jünglingszeit, der Zeit der Weltherrschaft bis zum Beginn der Bürgerkriege die Manneszeit und schließlich der Monarchie mit dem Verlust der Freiheit entspricht das Greisenalter, in dem Rom sich nicht von selbst aufrechtzuerhalten vermag.⁵

Anaximander und die Pythagoräer sprechen metaphorisch von einem „großen Jahr“ und meinen damit ein Weltalter, nach dessen Beendigung das Gleiche wiederkehrt. Platon sieht eine Analogie zwischen der Entwicklung von Pflanzen, Tieren, Menschen und Staatsgebilden. Polybios ist der erste, der in dem 6. Buch seiner *Geschichte Roms* das zyklische Modell auf konkrete historische Abläufe überträgt. Er geht von der Theorie des „großen Jahres“ aus, nach der vor dem Beginn eines neuen Staates der alte durch Naturkatastrophen sein Ende finde. Zugleich unterscheidet er zwischen inneren Ursachen des Verfalls und äußeren Anlässen, die zufälliger Natur sind. Die inneren Ursachen aber liegen in der Zirkelhaftigkeit des Seins begründet, also in der Tatsache, dass alles nach einem Aufstieg zur Größe einen Abstieg zum Verfall durchmacht. So erscheint der Einfall der Barbaren in das Römische Reich nur als verstärkender Anlass gegenüber der Notwendigkeit des Abstiegs nach erreichter Blüte.

Auch Platon sieht seine Zeit als Niedergang. Vorausgegangen seien ihr glücklichere, von Gott begleitete Zeiten, die nunmehr, da die Menschheit sich selbst überlassen sei, vergangen sind, was sich auch im Übergang von Aristokratie zu

⁴ Vgl. Jochen Schlobach: *Zyklientheorie und Epochenmetaphorik*. München 1980, S. 40, 48.

⁵ Vgl. Friedrich Klingner: *Römische Geisteswelt*. München ⁵1965, S. 495; vgl. auch R. Häussler: *Vom Ursprung und Wandel des Lebensaltervergleichs*. In: *Hermes* 92 (1964), S. 313–341.

Ochlokratie und Tyrannis zeige.⁶ Dieses zyklische Modell wird vom frühen Christentum durch ein eschatologisches abgelöst.⁷ Nunmehr dominieren die Vorstellungen vom Paradies und der Vertreibung aus dem Paradies durch den Sündenfall, von der Erbsünde, der Erlösung durch den Kreuzestod und vom Jüngsten Gericht. Vor diesem Hintergrund konnte der Untergang des Römischen Reiches als Voraussetzung für das Eintreten unmittelbarer Endzeiterwartungen bewertet werden. Dass dies jedoch der falsche Weg sei, erklärt Augustinus, indem er das Römerreich als noch nicht untergegangen, sondern im Sinne einer *translatio imperii*-Idee in das Frankenreich übergegangen betrachtet. Reformatorische Strömungen des Spätmittelalters werfen der Kirche zunehmende Verfallerscheinungen vor und beklagen ihre Entfernung vom Urchristentum. Augustinus gibt mit Cato Minor zu bedenken, dass das Wachstum äußerer Güter zum allmählichen Verlust innerer Werte führt.

In der Renaissance konnten sich die Humanisten der Zyklen­theorie bedienen, um sich nach dem Mittelalter und der Neuentdeckung der Antike in der aufsteigenden Bewegung eines Zyklus mit Höhepunkterwartung zu situieren. Nun kann die Zeit zwischen dem Verfall des Römischen Reiches bis zur Renaissance als Tiefpunkt gelten, von dem aus ein neuer Höhepunkt angesteuert wird.⁸ Der aufkommende Humanismus lässt die eschatologische Komponente unberücksichtigt und darf mit seiner Bewunderung der Antike alles ablehnen, was zu deren Beendigung geführt hat. So bedauert er das Ende des Römischen Reiches als Niedergang der antiken Kultur. Edward Gibbon hatte im Jahr 1776 in seiner *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* dem Christentum mit seinen Vorstellungen von Nächstenliebe die Schuld für den Niedergang des römischen Reiches zugeschrieben,⁹ wenngleich er auf der anderen Seite die erstaunte Frage stellt, wieso sich das Römische Reich überhaupt so lange habe erhalten können. Der bei Gibbon erkennbaren bedauernden Haltung angesichts des Verfalls des Römischen Reiches stellte später der Romantiker Novalis eine befürwortende Haltung gegenüber. Da alle späteren Nationen auf den Trümmern Roms aufgebaut hätten, sei Rom eine Opferrolle zuzuschreiben und ein Fortleben in anderer Form zu begrüßen. Die Idee eines Niedergangs nicht als totales Ende, sondern als Beendigung einer Erscheinungsform, deren Substanz aber erhalten bleibe und dialektisch in anderer Gestalt eine Fortsetzung finde, sollte in G. W. F. Hegel und J. Burckhardt weitere Anhänger finden.

Bekanntlich hatte sich auch Machiavelli mit römischer Geschichte beschäftigt. In seinen *Discorsi* über Titus Livius steht, anders als bei Tacitus, die römische Republik im Mittelpunkt. Der römische Machtstaat musste sich immer wieder mit kriegerischen Mitteln erweitern, um sich zu erhalten. Da Staaten wie

⁶ P. Widmer: *Niedergang, Untergang*. In: Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hgg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Darmstadt 1976, S. 838–846.

⁷ Vgl. Karl Löwith: *Heilsgeschichte und Weltgeschehen*. Stuttgart 1961.

⁸ Vgl. Schlobach: *Zyklen­theorie und Epochenmetaphorik* (Anm. 4), S. 28ff.

⁹ Vgl. auch Richard Myers: *Christianity and Politics in Montesquieu's "Greatness and Decline of the Romans"*. In: *Interpretation* 17 (1989–90), 2, S. 223–238.

Menschen altern, ergibt sich bei Machiavelli ein Kreislauf der Staaten, bei dem der Staat, dessen Lebenskraft versiegt, einem Nachbarstaat zum Opfer fällt. Staatsräson wird definiert als die Kenntnis der Mittel, die dazu geeignet sind, einen Staat zu erhalten und zu erweitern.

Im 18. Jahrhundert unterscheidet Voltaire in der Einleitung zu seiner Darstellung des Zeitalters Ludwigs des XIV. vier besonders glückliche Zeitalter: das des Perikles in Griechenland, das von Caesar und Augustus, mit dem die Namen von Lucrez, Cicero, Livius, Vergil, Horaz, Ovid, Varro und Vitruv verknüpft sind, das Florenz der Medici und das Jahrhundert Ludwigs des XIV. Kriterium für die Blütezeit ist also für ihn nicht die staatliche oder moralische Stärke, sondern die Kultur. Ganz anders sieht es Montesquieu in seinem Werk *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence*. Für ihn ist die römische Kaiserzeit, die Voltaire als Blütezeit bezeichnet, bereits von Dekadenz geprägt. Zwar keine kulturelle Blütezeit, aber doch die große Zeit des Aufstiegs Roms erkennt er in den Anfängen, als Romulus und seine Nachfolger ständig in Kriege verstrickt waren.

Eine Verschränkung zwischen Aufstieg und Verfall ist bereits der *Querelle des anciens et des modernes* gelungen, indem sie den Zwerg auf die Schultern des Riesen stellt, der weitersieht als der Riese, obwohl er kleiner ist. So seien auch die modernen Autoren zwar kleiner als die antiken, wüssten aber mehr. In der Aufklärung wird die zyklische Epochenmetaphorik unter dem zunehmenden Einfluss der Fortschrittsidee insofern gern modifiziert und verkürzt, als man die Dekadenzphase weglässt und sich am Anfang oder auf dem Weg zum Höhepunkt sieht.¹⁰ Gesprochen wird nunmehr gern vom Wachstum der Kultur, von aufgehender Sonne und zunehmendem Licht der Erkenntnis. Im Jahresverlauf erscheint nicht mehr der Frühling oder Sommer als Höhepunkt, sondern der Herbst, da dieser die Zeit der Ernte ist. So kommt es nicht mehr auf die Blüte, sondern auf die Frucht, also auf das Produkt an. Vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, also in der vorrevolutionären Zeit, sieht man sich nach der Zyklentheorie, ähnlich wie in der Renaissance, vor einem Neubeginn, dem ein Verfall vorausging. Einen solchen Verfall kann Montesquieu in der römischen Kaiserzeit ebenso wie in der absoluten Monarchie seiner Gegenwart vorfinden.

Charles Perrault war es, der in der *Querelle sur les anciens et sur les modernes* als Vertreter der Modernen dem Dekadenzbewusstsein eine kulturgeschichtliche Dimension verleiht, indem er die Kunst zur Zeit Ludwigs XIV. als Höhepunkt beschreibt, nach dem es z.B. in der Redekunst, aber auch in der menschlichen Natur nur noch *décadence*, *corruption* und *désordre* gebe. Wenn man nun bedenkt, dass in der antiken Auffassung des Pseudo-Longin Sittenverfall und Niedergang der Republik miteinander verknüpft sind, dann kann Perraults Position als Vorbereitung jener öffentlichen Debatte über politische Dekadenz in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts betrachtet werden, in die auch Montesquieu mit seinen *Considérations* eingreift, dessen zeitkritische Ausrichtung und Aktualität dem damaligen Leser durchaus bewusst war. Gerade die Dekadenz Roms ver-

¹⁰ Vgl. Schlobach: *Zyklentheorie und Epochenmetaphorik* (Anm. 4), S. 305ff.

deutlich, warum auch die Aufklärer fürchten können, wie die Römer einen Rückfall in die Barbarei zu erleben. Nun ist es Voltaire, der mit seinem seit 1732 in Arbeit befindlichen und 1751 veröffentlichten *Siècle de Louis XIV* die Bewunderung des Sonnenkönigs in das Gefühl von Dekadenz der Gegenwart übergehen lassen kann. Die Rede ist bei ihm von den Fortschritten des schlechten Geschmacks, den der Fremde in Paris nach Ludwig dem XIV. erstaunt beobachten könne. Die Mittelmäßigkeit der literarischen Werke erscheint als Anzeichen für Dekadenz. Im Grunde führt Rousseaus Kritik am Verfallszustand der Gegenwart nur fort, indem er als Zeitalter der Größe nicht das vorausgegangene Jahrhundert, sondern ein ursprüngliches 'Goldenes' Zeitalter ansetzt und einen durch Künste, Wissenschaften und Luxus herbeigeführten Verfall nicht bei den Künsten und Wissenschaften, sondern beim Menschen selbst konstatiert. Die rousseausche Vorstellung vom Niedergang sollte ihre Fortsetzung in der Mittelalterverehrung der Romantik finden.

Im ersten Heft der *Germanisch-Romanischen Monatsschrift* des Jahrgangs 2008 werden ausgewählte Beiträge der Sektion „Ideen von Fortschritt und Dekadenz im Siglo de Oro“ des Deutschen Hispanistentags 2007 in Dresden abgedruckt, die sich im engeren Sinn mit historischen Abläufen beschäftigen. Beiträge, die sich mit den konkreten Erscheinungsformen der Dekadenz auseinandersetzen, erscheinen 2008 gesondert im Romanistischen Verlag Hillen in Bonn. Der vorliegende Band beginnt mit der Analyse der Grundstrukturen in der Antike und wendet sich zunächst historischen Abläufen nach Herodot, Platon und Polybios zu, um dann *degeneración* und *regeneración* in einigen spanischen und portugiesischen Epen des frühen XVII. Jahrhunderts zu betrachten. Es folgen Analysen zur *translatio imperii*-Idee im italienischen und deutschen Humanismus, zu den Verfassungszyklen in Macchiavellis politischen Schriften und zur Bedeutung des Spannungsfeldes von *dignitas* und *miseria hominis*. Wie die Vorstellungen von Fortschritt und Zerfall mit Herrschergestalten wie Ferdinand und Karl V. verknüpft werden und welche Rolle sie z.B. bei einem Autor wie Baltasar Gracián haben, thematisierten weitere Beiträge.

Münster, im Herbst 2007

Christoph Strosetzki